

Rein, keine Neut! Es mußte sein. Der Hand an sein Eigentum legte, der war sein Feind, und wäre es auch sein alter Freund und Studiengenosse, der Affessor. Er liebte dieses Weib, diese schöne erotische Blume, bis zum Wahnsinn. Nun sollte er sich gefallen lassen, daß sie mit dem Andern verheiratet wurde, und für ihn die weißen Zähne zwischen ihren roten Lippen herausfordernd blühten? Nein, nein, nein! Er hatte das alles deutlich im Spiegel gesehen — vor einer Stunde.

Sie hatten nämlich Sylvester gefeiert. Es war eine aufgedäumte Gesellschaft. Bis Mitternacht wurden Wein und Gesang, allerlei Kurzweil getrieben: sie und der Affessor gaben den Ton an. Um ihn kümmerte sie sich kaum. Nur ein Mal trat sie heran, wo er dicker und einfüßiger sah, und sagte mit leisem Spott: „Aber, nicht das Leben genießt, Freund! In dieser Welt der Vergänglichkeit ist man eben nur ein Mal jung.“

„Brava, Circel!“ rief der Affessor hinter ihr. Sie wandte sich so schnell um, daß der goldene Pfeil aus ihrem prachtvollen schwarzen Haartracht fiel — vielleicht war es beabsichtigte Coquetterie. Auch ihm war dieser goldene Pfeil eintrübend vor die Augen gefallen, und er hatte ihn eben so eifrig aufgehoben, wie jetzt der Affessor es that. Vor dem großen Spiegel, der fast eine Hälfte der Wand einnahm, wollte sie den Pfeil wieder einstecken. Der Affessor ergriff eine der kostbaren Siebentlampen, um ihr zu leuchten. Als ob das nötig gewesen wäre bei den Strahlen von Licht, die den Saal erfüllten! Da fand sie in der schimmernden, mattgelben Atlas-Robe, die die schwarzen Haarwellen lose herabwallend, das weiße Antlitz mit den glänzenden Zauberaugen ihrem Spiegelbild zugewandt — vielleicht im Zweifel, ob jenes nicht doch schöner wäre als sie selbst. Und jetzt sah er jenes Antlitz der Blide: ihr Lächeln und sein freudiges Erblühen.

In diesem Augenblick schlug es gerade Zwölf. Ein Jubel erhob sich, ein Sturm von Glückwünschen. Der Gamsdöcker schäumte. Die Gläser klangen. Niemand achtete darauf, daß er hinter in einer Ecke blieb. Doch — Einer! Der Affessor, stolz und strahlend in seinem Triumph über ihn. Er hielt seinen Reih in die Höhe: „Prosit Neujahr, alter Freund!“

Er aber regte sich nicht. Er schaute dem Andern in die Augen. „Dieb!“ murmelte er nun zwischen den Zähnen. Der Affessor verstand. Müdig zog er sein Notizbuch hervor und triefelte auf eine Karte: „Rein Aufsehen! Morgen Vormittag um zehn im Tannenrain. Erwarte in der Frühe meine Sekundanten.“

Er mußte fort, sonst hätte er den glücklichen Nebenbuhler mit einem Faustschlag niedergedrückt. Und sie? Die verwunderte sie ihn anblinzelte — mit dieser heuchlerischen Kindermiene von getränkter Unschuld, recht zum Betragen geeignet!

und was er mit einer Art grausamer Lust bei sich zu Hause noch ein Mal nachgelebt hatte, dächte ihm jetzt ein wäßer Sylvesterraum.

„Bitte, hier links auf dem Hofe!“ Es war ein finstres, unsauberes Haus, in das man ihn führte. Auf dem Flur mit den kalten, feuchtkalten Fliesen brannte eine armelige Kachelampe, die mehr Qualm als Licht gab: es sah recht nach armen Leuten aus. Die Lampe in der Hand hielt sie voran eine knarrende Treppe hinauf, so hastig, daß ihr das Umklageln herunterglitt: ein blonder Haarnoten an einem jierlichen Köpfchen kam zum Vorschein. „Die arme Kleine!“ dachte der junge Mann nicht ohne Bitterkeit, während ein anderes glänzendes Frauenbild, im Rahmen von mattgelbem Atlas, sich ihm aufdrängte. In der Stube, vor dem ärmlichen Lager, bei dem Anblick eines verfallenen Patronen-Anstübes unter früh ergrautem Haar, gewann die Wirklichkeit wieder Oberhand.

Er hob die magere Hand der Kranken, die schlief auf dem Deckbett ruhete, und küßte den Puls. Er küßte die Blide des jungen Mädchens hart vor Angst und Erwartung auf sich haften. Er wandte sich zu ihr und sagte: „Es geht zu Ende.“ Gleich hinterher kam er sich brutal vor. Er biß sich auf die Lippe, um den Unwillen über sich selbst zu unterdrücken. Das Mädchen war lautlos neben dem Bett hingesenken. Da lag sie, von stummer Verzweiflung geschüttelt, die Hände der Sterbenden auf ihren thränenlosen Augen. Ob die es fühlte? Sie regte sich noch einmal, und ihr Antlitz verzog sich einmahl. Der schon erlöschende Blick belebte sich wieder: ein gurgelnder Laut, aus dem ein letztes Wort sich rang, unterbrach den stillen Todesstampf: „Sylvester-Abend —“ Dann verstummen die Lippen, ehe sie sich schließen konnten, das Auge brach, und das letzte Aufblitzen einer qualvollen Erinnerung blieb auf dem Totbleich — Antlitz haften.

Das junge Mädchen erschauerte und ließ die erstarrten Hände sinken. „Sie stirbt!“ hauchte sie. Es war schon zu Ende. Der junge Arzt nahm das Umklageluch, welches das Mädchen auf einen abgenutzten Korbstuhl, den einzigen, der vorhanden war, geworfen hatte, und breitete es über die Todte. Dann wandte er sich an die Trauernde: „Fassen Sie sich, Fräulein! Mich dünkt, in diesem Leben wären nicht die Dahingegangenen zu beklagen, sondern die Hinterbliebenen.“ Sie machte den Versuch, sich zu erheben, aber eine Schwäche befiel sie. Sie wäre hingefallen, wenn er sie nicht gefaßt und zu dem Korbstuhl geleitet hätte.

Ihre arme Mutter ist gewiß von schweren Leiden erlöst,“ fuhr er mitleidig fort. „Und Sie... nun, Sie werden es überwinden: Sie sind ja noch so jung.“ Sie brach in ein leises, krampfhaftes Schluchzen aus: der dumpfe Schmerz von Tagen und Jahren, der nie zum Ausbruch hatte kommen können, verlangte endlich sein Recht.

Er wartete geduldig, bis sie sich ausgemeint hatte, und schickte die Augen zu ihm aufschlag — Augen, ganz roth und geschwollen von bitteren Tränen! „Ich danke Ihnen, Herr Doctor!“ flüsterte sie mit einem Anflug von lindlicher Zutraulichkeit. „Ja, Mutter hat viel ausgehalten, seit jenem entsetzlichen Sylvester-Abend. Haben Sie vorhin verstanden? In ihrem letzten Augenblick dachte sie d a r a n — nicht an mich — die ich Niemand auf der Welt mehr habe.“

ein. „Aber Sie, Fräulein? Was werden Sie nachher anfangen?“ „O... in einen Dienst gehen,“ erwiderte sie tonlos, während ihr die Thränen vor Erschöpfung zufließen.

Er sagte ihre Hand. Ganz erschrocken wollte sie ihm dieselbe entgegen; er ließ sie indes nicht los. „Ich bin doch Arzt,“ sagte er entschieden. Ihr Puls ging so unregelmäßig und schwach, daß er ernsthaft besorgt wurde: wer weiß, wie lange das arme Kind nicht mehr regelmäßig geschlafen und gegessen hatte!

„Sie müssen vor allen Dingen etwas Stärkendes zu sich nehmen. Ist hier Keiner, der man für Geld und gute Worte mit einer Besorgung betrauen könnten? Sie? ... Nein, bleiben Sie hier sitzen. Sie würden auf der Straße umfallen. Ich gebe lieber selbst. Inzwischen öffnen wir hier das Fenster. So... armes Kind, Sie haben ja einen wahren Schüttelfrost! Na, wir werden schon abhelfen.“

Er zog seinen Pelz aus und deckte ihn über das zitternde Mädchen. Sie küßte sich zu schwach, um sich dagegen zu kräuben. „Ach, Herr Doctor...“ murmelte sie nur, wie Jemand, der nicht weiß, wie ihm geschieht.

Dann fiel sie förmlich in dem Korbstuhl unter seinem Pelz zusammen, kaum, daß ihr bleiches Köpfchen und eine ihrer kleinen dünnen Hände sichtbar blieben.

Er ging eilig von dannen. Nach kaum einer halben Stunde war er wieder da. Er hatte Wein aus seiner Wohnung geholt, und was er sonst noch von Lebensmitteln in seinem Junggefallen-Haushalt vorfand. In seinem Arbeitszimmer war bei dem Decken der Thüre Zugluft entstanden, weil er vergesslich hatte, das Fenster zu schließen. Ein Blättchen auf dem Schreibtisch war aufgefaltert und zu Boden gefallen. Er hob es auf — ein Blick darauf, dann lag die Karte des Affessors in den Papieren. „Hohles Pathos!“ hatte er dabei gesagt, jetzt, da er die Tragik des Lebens mit Augen geschaut, in der dumpfen Stube, wo die Armut und der Kummer wohnen, die der Tod nicht mitgenommen hatte, als er eine Mutter von ihrer Tochter trennte.

großer Künstler werden. Auf der Ausstellung hatte er ein Gemälde, von dem alle Zeitungen sprachen. Ein Amerikaner kaufte es für sehr viel Geld. Mutter war so stolz auf ihn. Wir lebten wie reiche Leute. Ich sollte mich für die Musik ausbilden. Das nahm alles ein Ende, als er die schöne Dame kennen lernte.“

Sie trödelte ihre Augen, und als Doctor Günther sie mit seiner Silbe unterbrach, erzählte sie schüchtern weiter: „Berner hat alles für sie hingeben müssen, und wir darben. Er tröstete uns zwar, wir sollten nur Geduld haben. Er händte vor einer großen Arbeit, die ihm mit einem Schläge betrübt machen sollte. Zu Hause war er selten; wir wußten nicht, was er that. Ein Mal kam er leich und verlor sich in einer Unterredung mit Mutter. Nachher ging er fort, und Mutter weinte. Es war kurz vor Weihnachten. Für uns gab es nichts als Kummer und Sorge. Ich sah Mutter sich verzehren um Berners willen. Wenn ich sie aber fragte, was er gethan hätte, so sagte sie: „Es ist nichts für Dich, Kind.“ Nur einmal entfuhr es ihr: „Kein Spieler ist je reich geworden!“

„Also Berner spielte. Wie wurde ja nachher klar, für wen und auch, wer ihn dahin gebracht hatte. Gerade am Neujahrstage erhielten wir das schredliche Telegramm: „Berner gestern Abend verunglückt. Todlicher Ausgang.“ Ach, seitdem habe ich keine Nacht mehr ruhig geschlafen! Mutter bekam einen Schlaganfall. Nach etwa vierzehn Tagen dachte sie Berners hinterlassene Habelgelder aus und fand einen Brief. Er war nur angefangen; aber er trieg die Ueberschrift an Mutter. Ich habe ihn in dem ersten Schreden gar nicht recht verstanden. „Kuninirt, verborben, ehrlös und dann verrathen. Mutter, Schwester lebt wohl und —“ Hier war der Brief durchgerissen, das andere Stück fehlte. Vielleicht hatte Mutter es gethan. In der Küche war ich, bei unserem armeligen Neujahrsgessen, als ich sie laut aufschreien hörte. Als ich hinten, lag sie am Boden, zuckend und Schaum vor dem Munde. Dem folgte ein zweiter Schlaganfall. Von da ab blieb ihr Geist unmadet. Sie hat sich nie mehr erholt... nie.“

Sie deutete auf ein Wandbild. „In der Mappe. Mutter hat sie nie hergeben wollen.“

Der junge Mann schloß sein Herz bis in die Kehle schlagend, als er die blutige, arg bedeckte Zeichenmappe öffnete. Gleichobenauf ein wunderbarer Frauenkopf, von solem dunkeln Haar umwallt, mit einem Paar Zauberaugen! Er nahm einen Anflug zum Lachen. Dann besann er sich, klappte die Mappe zu und trat an das Fenster, um sich weit hinauszuwehen.

„Nicht wahr, sie ist sehr schön? Aber wenn Mutter ihren Anfall bekam, schlug sie das Bild. Jawohl, Belladonna!“ schrie sie, „meinen Sohn hat sie vergiftet, die Freude und den Stolz meines Lebens.“ Was ist Ihnen, Herr Doctor?

aber sagen Sie, wollen Sie, liebe Hedwig?“

„Wie soll ich Ihnen das alles danken, Herr Doctor? Es ist ja viel zu gut, zu schön für mich?“

Der Morgen graute, ein trüber Wintermorgen: die Klarheit der Nacht hatte unter düstem Schneegewölk ein Ende genommen. Sorgfältig angekleidet, sah der Affessor am Schreibtisch nicht um sein Testament zu machen, sondern um seine Cigarre aufzuräumen. Im Grunde freilich schmeckte sie ihm nicht. Er wünschte, seine Secundanten hätten die Angelegenheit endlich erledigt. Da wurde geklopft. Er sprang auf und öffnete: nicht die Erwarteten, sondern sein alter Freund stand vor ihm. „Du... Günther?“

Die beiden jungen Männer schauten einander in die Augen, forschend, ernst. Dann wurden ihre Blicke weich. Wer der Erste war, der seine Rechte zur Verfechtung bot, sie wußten es nicht, sie drückten einander die Hände, lang und tief bewegt.

Drinnen, in der Stube, legte Günther seine Hand dem alten Freunde auf die Schulter: „Vergiß die böse Stunde von gestern Abend, Heinz! Ich habe sie überwunden. Daher, Freund, kann ich Dich jetzt warnen. Ich habe diese Nacht mein Spiegelbild gesehen, wie es gewesen wäre, wenn Gott sich nicht in's Mittel gelegt hätte. Ich sah eine Mutter sterben, deren einziger Sohn als Selbstmörder endete, in der Sylvesternacht vor drei Jahren. Die arme Frau lebte seit dem irrsinnig, zusammen mit ihrer Tochter, einer armen, verkümmerten Mädchensnosse, die vor meinen Augen an dem Sterbepett der Mutter zusammenbrach. Der junge Mensch schloß sich eine Kugel durch den Kopf, weil er sich verrathen sah von einem Weibe, für das er sich ruinirt hatte. Mutter und Schwester fristeten ein Hungerleben durch die Wohlthätigkeit mitleidiger Seelen. Und er war der Stolz dieser armen Frauen gewesen, ein Künstler, von dem die Welt Großes erwartete! Das Weib, welches ihn und die Seinen zu Grunde richtete, war eine Dame von wunderbarer Schönheit.“

Der Affessor riß die Augen auf. Die Farbe war ihm aus den Wangen geworden. Als der Andern floste, machte er eine ungeduldige Bewegung: „Und?“

Prächtig eine Lorie präsentiert, er hat mir das Compliment gemacht, ich schmecke besser als von der Conditore. Er war erstaunt, daß das mein Fabrikat ist. Und an der Hofelade konnte er sich nicht satt trinken. Drei Schalen waren ihm ein Herzensbedürfnis. „Nur ein bißchen zu süß,“ meinte er und schaute mich dabei so warm an. Rama meinte: „Gla hat sie mit Liebe gekocht.“ Er griff darauf nach meiner Hand.

„Ich glaube, ich werde ihn bald sehr lieb haben. Länger hätte ich es zu Hause obnebies nicht ausgehalten, es war die höchste Zeit, daß einer gelommen ist. Und ich glaube, ich gefalle ihm auch. Er schaut mich freilich verächtlich an; wenn ich aus dem Zimmer gehe, fühle ich freilich seinen Blick auf mir haften, bei jeder Gelegenheit greift er nach meinem Hüder. Ich bin überzeugt, er wird keine Ungleichheiten machen, wenn es mit der Miltig nicht ganz kimmern wird, er ist nicht so, wie der Bräutigam von Bertha war, der im letzten Moment noch mit aller Gewalt einen Spieltisch wollte...“

Der Herr Bräutigam ist heute etwas früher als sonst in sein Junggefallenheim „getrocknet“. Es erschien ihm das Weibsbau so langweilig, er wollte nicht sein in seinen Lustschloßern und sich einen Thee brauen und träumen... Ja zu Hause wollte er an sie denken, dort im Weibsbau hätte er sie profaniert mit seinen hin und her tretenden Gefühlen. Er lebte sich zurück, es ist so bequämlich in dem warmen, von einer Lampe mild erhellenen Zimmer und er träumt: Gut, ich werde die Kleine heirathen. Es ist die höchste Zeit, daß man dem langweiligen Junggefallenleben endgiltig Abschied sagt. Immer dasselbe! Das fide Weibsbau mit den Kellnern, die einen immer noch nicht verheben. Und die guten Freunde mit den Gesprächen, die langst den Reiz der Reueit eingebüßt haben. Mit erbeudelten Mienen preisen sie Alle den gegenwärtigen Zustand vollkündiger Ledigkeit, während ihnen innerlich ganz anders zu Mutte ist. Da heißt's stehen. Rechtzeitig. Sonst veräume ich den Anstich und komme knapp zum Zuge — in die letzte Classe! Schon seit einigen Wochen fühle ich eine merkwürdige Sehnsucht nach einem Gelingen. So ein liebreizendes Fräulein im trauten Heim ist doch eine brillante Erfindung. Man weiß, wozu man auf der Welt ist. So dahinleben, ohne unnützen Antheil an der Welt, hat gar keinen Zweck.

Deshalb stott ergeßelt in den rubigen Hasen der Ehe! Das Mädchen gefaßt mir auch soweit, sie ist nicht mehr ganz jung, so wollte ich es ja haben. Und dann hat sie so etwas Kührendes, Anhängliches; das sind die Mädchen, die lange Jahre auf einen Mann warten. Den Größtesten nehmen sie nicht, lieber finden sie sich mit dem Schicksal ab, dann erscheint einer, der ihnen gefaßt, dem füzigen sie sich mit einem angeammelten Schap von Zärtlichkeit an den Hals. Gerade mit solchen Wesen kommt man in der Ehe sehr gut aus. Uebrigens eine schöne Miltig! hat sie auch. Ohne Geld hätte ich sie nicht genommen. Einen Meherbedarf braucht man immer und schließlich eine Stellung hat man auch, die einen berechtigt, Ansprüche zu machen. Also nur Muth und Vertrauen, die Eben werden ja im Himmel geschlossen!...

Der Hochzeitstag war herangekommen. Der Bräutigam sah allein in seinem Monatsheim, von dem er bald Abschied nehmen sollte. Aufgedoten waren die Verlobten. Nun sollte es ernst werden.

Da klopfte es an der Thür. „Her-ein!“ Es ist der neue Onkel. „Ich will mit Ihnen ein wenig plaudern.“ Der Zweck des Besuchs war, den Bräutigam aufzuklären, daß man ihm soviel Geld nicht geben könne, wie man versprochen. Er habe es als seine Pflicht erachtet, ihm dies „noch rechtzeitig“ mitzutheilen. „Ich hoffe,“ meinte der Onkel — „daß dies für Sie kein Grund zum Mißgute sein wird, zumal jetzt, wo die Einladungen schon abgeschickt worden sind. Sie sind doch ein Mensch, der auf solche Kleinigkeiten nicht schaut; schauen Sie sich lieber das Mädel an, das wirklich ein entzückendes Geschöpf ist, das kann ich schon sagen, auch wenn ich ihr Onkel bin. Uebrigens will ich Sie nicht beeinträchtigen, überlegen Sie sich die Geschichte.“

Wie es gemacht wird.

Ein modernes Geschichtchen von Paul Mira.

Die glückliche Braut sitzt in ihrem hellen Zimmerchen und nickt Monogramme. Dabei läßt sie sich so gut träumen von der Zukunft. Die Erträgnisse der letzten Wochen, die so heftig an sie eingestürzt, gleiten nun leise an ihr vorüber, sie spürt sich immer fester ein in bunte Bedanten. Und es wirbelt durch ihr blondes Köpfchen: Endlich hat er angehalten! Na, gebauert hat es lange genug. Ein schwerer Kampf! Ich habe schon wirklich gedacht, ich bleibe sitzen. Achtundzwanzig Jahre sind keine Kleinigkeit. Aber er weiß es ja nicht, vorläufig verheimlichen wir es vor ihm. Und wer weiß, wie es mit der Miltig sein wird. Vorläufig hat man ihm alles versprochen. Gott helfe weiter. Der Onkel Adolf wird das schon ordnen, bei der Bertha ist es ja auch gut ausgegangen. Wenn man sich bereits erklärt hat, kann man dann plötzlich aus so durchsichtigen Gründen schwer zurück. Uebrigens heutzutage — bei diesen Männern ist leider Alles möglich! Doch warum soll ich mir die Freude durch solche Bedenten trüben, die Hauptfrage ist, er hat angehalten! Das war reizend von ihm; schon deshalb hat ich ihn gern!

Seit einigen Tagen besuche ich mit Erfolg die Kochschule, um mich einzulernen in den besseren Sachen zu perfectioniren. Gekochen hab ich meinem